

Kulturelle Atmosphäre im Naturraum

Ausführungen, Beispiele und Gedanken anlässlich des Schnalstal-Seminars

Von Walter METHLAGL

Von vornherein ist es fast unmöglich, den Begriff „Kultur“ zu definieren. Man kann ihn weit fassen, überhaupt als jede Art von Tätigkeit des Menschen, mit der er die Natur bewußt und planmäßig, gemäß der ihm gegebenen Anlagen, verändert, oder enger – etwa in dem Sinne, wie die Regierung eines Landes oder einer Region in ihrem Programm auch den Sektor „Kultur“ mit seinen Untergliederungen vorsieht. Im Duden-Lexikon habe ich unter dem Stichwort „Kultur“ folgende Bedeutungen aufgereiht gefunden: 1. Gesamtheit der geistigen und künstlerischen Lebensäußerungen, 2. Bildung, verfeinerte Lebensweise, 3. Pflege und Bebauung des Bodens. – Genaugenommen gehört das gesamte Bildungswesen eines Bereichs (wie des Schnalstals) unter diesen Begriff, und es wird zu fragen sein, welche Chancen und Behinderungen es dafür angesichts der in diesem Seminar schon geschilderten bevölkerungsdynamischen oder etwa verkehrsmäßigen Wandlungen gibt. Der Begriff umfaßt auch das Phänomen der Sprache und ihrer Entwicklung in einer bestimmten Region – in unserem Falle müßte man also von den besonderen Problemen sprechen, die sich mit der „Erschließung“ dieses Tales auch hinsichtlich der Sprache ergeben. (Darüber wird an der Universität Innsbruck viel wissenschaftlich gearbeitet.) Etwa müßte die Krise der Mundart erwähnt werden, der eine Krise der Hochsprache gegenübersteht, beide stehen auch in Zusammenhang mit dem Problem der Zweisprachigkeit. Mir ist dabei ein Kuriosum untergekommen: 1455–1471 lebte in der Kartause Allerengelberg im Schnalstal der aus Innsbruck stammende gelehrte Mönch Heinrich Haller. Er ist in der Germanistik ein Begriff geworden durch seine Übersetzung von „Paternoster-Auslegungen“, die einem Jakob von Jüterbog zugeschrieben werden. Drei dieser Übersetzungen liegen heute im Original an der Universitätsbibliothek in Innsbruck. Ich erwähne dies, weil in einer dieser Übersetzungen einer der frühesten Belege dafür vorliegt, daß man das Deutsche als Gemeinsprache empfunden hat. Lange hat man diese Stelle überhaupt als den ersten Beleg für das „gemeine Deutsch“, angesehen.

Auch die Geschichte, das historische Selbstverständnis der Schnalstaler und die Frage nach der Kontinuität oder Diskontinuität der historischen Entwicklung wird zu stellen sein, wenn man von „Kultur“ spricht.

Es dürfte in diesem Seminar Einigkeit darüber herrschen, daß dieser Begriff, „Kultur“, nicht im Sinne eines Elfenbeinturms verwendet werden kann, losgelöst von allen Tatsachen und Folgeerscheinungen der Strukturveränderung, die im Schnalstal vor sich gegangen ist und geht: von einer überwiegend bäuerlichen zu einer (in Reaktion auf die Industrialisierung) bäuerlich geprägten Dienstleistungsgesellschaft. Man wird die Frage förmlich ins Zentrum rücken müssen.

Wie äußert sich diese vorerst noch unabsehbare Umschichtung im kulturellen Selbstbewußtsein der Bevölkerung und in kulturellen Einzeltatsachen?

So wie im Seminar gesagt wurde: Die frühere nationale Problematik hat sich in eine soziale verschoben, und wie das nationale Problem nicht ohne gravierende kulturelle Folgen geblieben ist, so ist zu fragen: Wird es im Schnalstal angesichts der vor sich gehenden Veränderungen überhaupt noch eine homogene Kulturentwicklung geben? Denn eines scheint mir sicher: Dieser Wandel geht nicht ohne eine tiefreichende Identitätskrise innerhalb der Bevölkerung vor sich. Sie ergreift die bisher intakten Gemeinschaftsformen: Die Dorfgemeinschaft, die Familien, aber auch jeder einzelne Bewohner ist von ihr betroffen.

Vom Wiener Architekten Adolf Loos stammt das Motto dieser Veranstaltung: „Suche den Grund der Form auf.“ Von ihm gibt es auch eine harte, und ich hoffe ungerechte Äußerung über das gleichzeitige Vorhandensein verschiedener kultureller Zustände innerhalb ein und derselben Gesellschaft.

Das tempo der kulturellen entwicklung leidet unter den nachzügeln. Ich lebe vielleicht im jahre 1908, mein nachbar aber lebt um 1900 und der dort im jahre 1880. Es ist ein unglück für einen staat, wenn sich die kultur seiner einwohner auf einen so großen zeitraum verteilt. Der kalser bauer lebt im zwölften jahrhundert. Und im jubiläumsfestzuge gingen völkern mit, die selbst während der völkerwanderung als rückständig empfunden worden wären. Glückliche das land, das solche nachzügler und marodeure nicht hat. Glückliches Amerika! Bei uns gibt es selbst in den städten unmoderne menschen, nachzügler aus dem achtzehnten jahrhundert, die sich über ein bild mit violetten schatten entsetzen, weil sie das violett noch nicht sehen können. Ihnen schmeckt der fasan besser, an dem der koch tagelang arbeitet, und die zigarettdose mit renaissance-ornamenten gefällt ihnen besser als die glatte. Und wie stehts auf dem lande? Kleider und hausrat gehören durchaus früheren jahrhunderten an. Der bauer ist kein christ, er ist noch ein heide.

A. Loos: „Trotzdem“ (1931)

Das erinnert mich an eine Äußerung, die im Seminar in der Diskussion gefallen ist: daß die Bergbauern im Schnalstal in ihrer Entwicklung „50–100 Jahre zurückgeblieben“ seien. Ich will das Urteil von Loos nicht mitvollziehen, aber man ist doch mit der Tatsache konfrontiert, daß in einem solchen Tal gleichzeitig kulturelle Eigenheiten, Lebensformen erhalten und „Modernstes“ an Erschließung geleistet werden sollen. Daran ermißt man die fast oder ganz ausweglose Situation in kultureller Hinsicht.

Sie ist auch durch die Problematik gekennzeichnet, die man mit den Wörtern „Tradition“ und „Fortschritt“ verbindet, und es stellt sich die Frage: Ist die Kultur in diesem Tale gerettet, wenn man nur die Tradition erhält, sich ausschließlich der Brauchtumpflege (Musikkapellen, Theatervereinigungen usw.) mit all ihren unleugbaren Vorteilen widmet, oder gehört mehr dazu? Gibt es Ansätze zu einer geistigen Verarbeitung der angedeuteten Gegensätze, ist die widersprüchliche Entwicklung kulturell in einer bisher vielleicht ungewohnten Weise ausnützlich, oder wird man den Karren nach Maßgabe der täglich sich eröffnenden ökonomischen Aussichten laufen lassen?

Damit verbindet sich auch die Frage, ob kulturelles Geschehen überhaupt gelenkt werden kann, ob – wie es geheißt hat – „intensive kulturelle Hilfe“ von seiten der Behörden den Adressaten überhaupt in effektiver Form erreicht. Oder ist sie nur Alibi, während der selbsttätige kulturelle Wachstumsprozeß – und ohne den wird alle Hilfe gewiß nichts nützen – bereits blockiert ist.

Von diesen Gesichtspunkten, die das Phänomen der Kultur allgemein betrafen, wende ich mich jetzt wieder dem Motto zu: „Suche den Grund der Form auf.“ Da kulturelles Leben immer sehr unmittelbar mit den fünf Sinnen des Menschen zu tun hat, habe ich einige Zeugen herausgesucht, die jeweils auf ihre Weise der Forderung, die in diesem Motto liegt, gerecht zu werden suchten. Die ersten Beispiele betreffen das Hörbare und Lesbare (von der Musik muß ich hier absehen), also die Literatur.

Carl Dallago, den ich zuerst erwähne, könnte eigentlich so etwas wie ein Hausheiliger des Naturschutzes sein, was vor allem durch seine Lebensweise bezeugt ist. (Er lebte von 1869 bis 1949 und war Südtiroler Abstammung, zuerst Kaufmann. Dann zog er sich aus dem bürgerlichen Leben völlig zurück und lebte schriftstellernd in den Bergen Südtirols.)

Beispiel Carl Dallago

Durch die Reihen der Bäume schaut ein langer Hügelzug von Wiesen herein: ein Grün, saftstrotzend und formenreich ausgreifend wie der festgewordene Wellengang eines Meeres. Die gewaltigen Bergketten dahinter emporragend mit dunklen Forsten und Einschnitten, mit gelben Licht- und blauen Schattenfeldern und dem weißgesprenkelten Band verschneiter Grate und Gipfel. Zuhöchst des Junihimmels junges sommerliches Blau, sich senkend auf mich wie ein Auge, das in Unermeßlichkeiten hineinzieht.

Der Ruf des Kuckucks durch den Hochwald in das Abendliche eines langen ersten Sommertages. Das eintönig Melodische dieses Kuckuckrufes mit seinen Intervallen. Der rasche Wechsel des Standortes des scheuen Vogels. Der ruhige Stand der Bäume, die wie aufhorchend emporragen. Der wellige Almengrat mit den noch besonnten Hängen, die sich in den Hochwald verlaufen. Und immer wieder der volle runde Kuckuckruf hineintropfend in die ausgelehnte Stille.

Nacht. Lastendes Gewölk dringt vom Süden her, schneidender Frosthauhauch fällt in das Dunkel. Und der breite Hof um den Mond. Das Erlöschen der Bäume, aufsteigender Nebel da und dort. So kündet sich neuer Schnee an. Das große Schweigen und Ausruhen in der ganzen Natur, das nun heraufziehen will. Und meine eigene Müdigkeit. Will es mir, dessen Sinn dem Tun der Natur völlig zugekehrt ist, eine Mahnung sein, daß auch ich die Decke des Schweigens über mich ziehen und ausruhen soll? Denn nun wird es Winter.

Wo Häusermassen besinnungslos hingestellt werden, legt man Totes an und verdrängt das Lebendige. Jedes Haus ist eigentlich nur ein künstlich geordneter Fleck Wüste, der ein chaotisch lebendiges Erdenstück eingehen läßt. Wie werden so unsere Großstädte zu Steinwüsten! Sie umlauert die beständige Gefahr ihrer gründlichen Bodenverarmung, über die wohl nur ihr glänzender Verkehrsapparat hinwegtäuschen hilft. Und nun sehe ich an wirtschaftlichen Dingen, wie an vielen geistigen den ursprünglichen Sinn in sein Gegenteil verkehrt. Das Urbarmachen eines Landstriches ging früher einer Siedlung voran oder wenigstens mit ihr Hand in Hand. Und mit dieser Urbarmachung des Landes, mit dem Wachstum des Bodenertrages, mehrte sich auch die Siedlung. So kamen die fruchtbarsten Gegenden wohl auch zu den meisten Menschen. In der Folge mag sich oft durch zu große Ausbeutung des Bodens die Fruchtbarkeit mancher Gegend vermindert haben. Auch der Schoß der Erde bedarf des zeitweiligen Ausruhens. Aber das Aufblühen einer Siedlung darf nicht das Eingehen des Bodenertrages bedingen, wie es bei unseren Großstädten der Fall ist, die den Boden umso steriler machen, je mehr Menschen sie zu ernähren haben. Dafür setzen sich in ihnen Großindustrie

und Großkapitalismus an, als wenn Industrie und Kapital das verdrängte Brotwachstum ersetzen könnten. Immer aber lehren Zeiten und Völker, daß die tüchtigsten und wunderbaren Menschen jene waren, die gleichsam aus Steinen Brot zu schaffen wußten. Heute werden solche geadelt, die Brotgründe in geformte Steinhäufen und Rußstätten verwandeln. Und die Welt wird dabei um jene üble Menschensorte reicher, die das Aussehen der Welt nur ärmer und elend macht. Wie schön es doch noch immer dort ist, wo solche Menschen mit ihrem Tun nicht hinkommen! Wie reich die Natur dort bleibt, selbst in ihrer größten Armut! Wie es einem hier in die Augen springt: daß in der natürlichen Rangordnung der kleinste Bauer mehr ist als der Großindustrielle und der Kapitalist!

Die ersten drei Naturdarstellungen zeigen, wie Dallago den Erscheinungsformen der Natur sprachlich gerecht werden wollte, wie er sich dabei einer bilderreichen, manchmal abstrakt wirkenden Sprache bedient. Der letzte Text zeigt – im Jahre 1911 – ihn, der sozusagen die Definition des Menschen von seiner Verbundenheit mit der Landschaft abhängig machte, in Konfrontation mit der Verstädterung. Frage: Wird ein solches Menschenbild sich auf die Dauer den naturzerstörenden Kräften wirksam entgegensetzen können? Die anderen Beispiele stammen von Lyrikern. Anton Santer – der Name steht als Pseudonym für den Geologen und Erforscher der alpinen Tektonik, Prof. Bruno Sander – hat als Aufnahmegeologe die Struktur der alpinen Landschaft wissenschaftlich beschrieben. Aber er hat sie auch – ohne die beiden Gesichtspunkte zu vermischen – als Dichter dargestellt. Seine beiden Gedichte zeigen, wie sich die „Form“ einer Landschaft noch nach Jahrzehnten als maßgeblich für die innere „Bildung“ des Menschen auswirken kann. Und die Gedichte von Josef Leitgeb deuten die Problematik an, in die mit dem Verlauf der Entwicklung die Naturlyrik kommt. Ist es angesichts des umfassenden menschlichen Eingriffs in die Natur überhaupt noch möglich, Naturlyrik – etwa als Nachgestaltung wahrgenommener landschaftlicher Form – zu schreiben? Eigentlich muß ja immer auch die Zerstörung mitgeschrieben werden.

Beispiel Santer, Leitgeb

ANTON SANTER: Gebirge (Aus „Antwort nach 50 Jahren“)

(1904)

Die Nacht mit steingezackter Stirne
erhebt sich wild.
Leere Lüfte wehen im Bett der Firne.
Sieht nicht im glatten See die Nacht ihr Bild?

Sie sieht es nicht. In ihrer Krone horsten
Schweigen und Licht.
Morgen nach Stürmen dämmert noch in den Forsten.
Sie sieht es nicht.

In dem See sind nächtige Bilder gefangen.
Ein Schauer weht.
Nacht gleicht im See der Medusa in funkelnden Schlangen
starr erschrockenem Antlitz, das sterbend vergeht.

Eng wird der See am Morgen nach nächtigen Stürmen.
Seine Ufer sind wieder nah.
Lichter entspringen an den Zinnen und Türmen,
Du bist da.

(1954)

Immer noch bin ich da wie vor dämmernden Wänden,
wo ich in Zeiten stand am spiegelnden See,
wo ich ersann, daß die schönen Spiele nicht enden,
wenn ich von dannen geh.

Meiner Augen Licht ist schon andern gegeben,
wieder zu schaffen am gleichen magischen Schein,
und mein Herz ist in andren, daß sie es erheben.
Keiner ist ganz allein.

Aber jeder ist einsam neben den andern,
vor einem Jenseit, das er nur heimlich erreicht,
so wie der Berge Bild im einsamen Wandern
strahlt und erleicht.

JOSEF LEITGEB:

Schneewässer rinnen von den heißen Schindeln.
Lawinen donnern ringsum von den Höhn.
Ein leichter Rauch zerflattert blau im Föhn,
am braunen Söller wehn die weißen Windeln .

Die Julisonne zittert auf den Schindeln.
Das Bienenvolk in goldenem Gedröhn
schwärmt aus und ein. Heut wird der Abend schön!
Die Ernte steht in reichen Garbenbündeln.

Die Bauersleute sitzen auf der Bank
und schauen in den ersten hellen Stern.
Das Heu ist gut, das Korn auch, Gott sei Dank!

Der siebte Tag gehört für Unsern Herrn.
Der Hüterbub treibt seine Küh zum Trank.
Im Berge hallt ein Juchzer lang und fern.

Da eilt der Händler durch das Dorf, der rasche,
mit Schwindeln, die der Städter längst durchschaut.
Das Buch, vor dem dem Eingeweihten graut,
das zieht er für den Bauern aus der Tasche.

Daß jeder von dem süßen Gifte nasche,
daraus der Sudelkoch den Brei gebraut,
reist der Agent und redet viel und laut.
Bald zappelt auch der Bauer in der Masche.

Und abends fliegt mit einem üblen Winde
noch das Journal auf den Familientisch,
und hungrig lesen Bauer und Gesinde

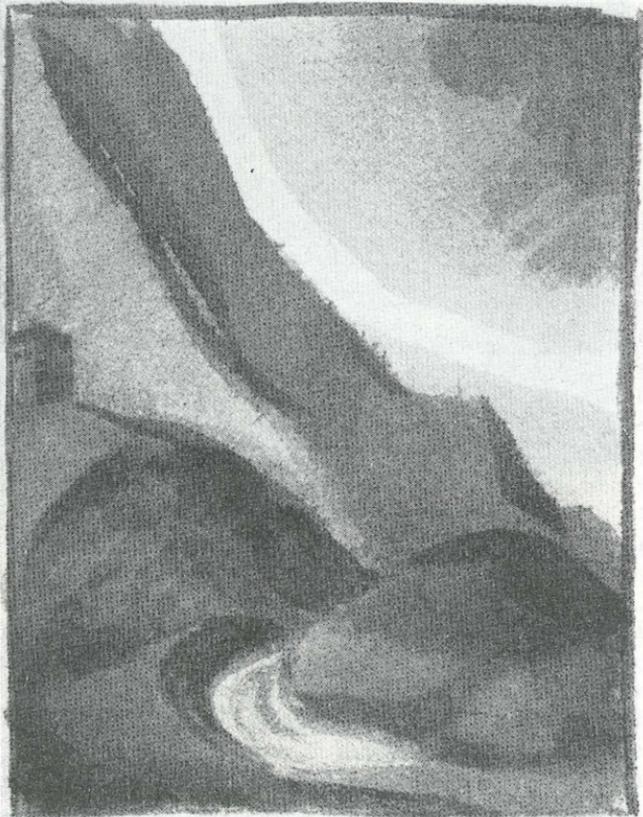
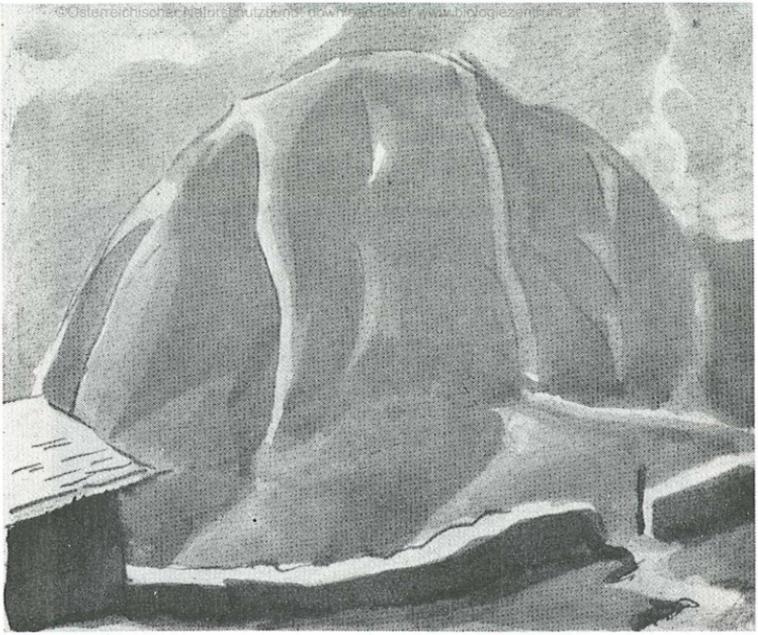
das kalte, seelenlose Wortgemisch
für geistig Taube und moralisch Blinde
und haben täglich diesen Fusel frisch.

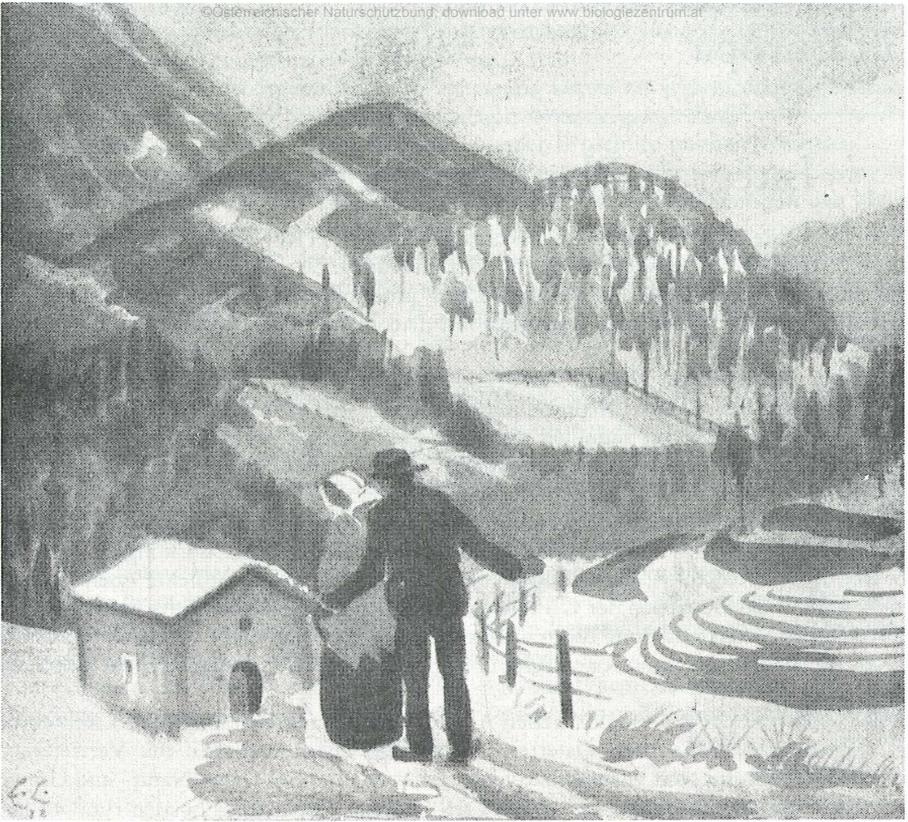
Diese Beispiele aus der Literatur habe ich erwähnt, um zu zeigen, wie sehr es nötig ist und wieviel Aufwand an Phantasie und Übung des Blicks es braucht, um den Gegebenheiten der Landschaft in ihrer Eigenart gerecht zu werden. Und da stelle ich mir jetzt einen Bürgermeister in einer Talgemeinde vor, der unter dem Druck der Angebote, die ökonomische Situation seiner Gemeindemitglieder zu verbessern, Entscheidungen treffen soll, die die Gestaltung der Kulturlandschaft unabsehbar beeinflussen müssen. Ist er überhaupt noch innerlich bereit und in der Lage, die Landschaft als Qualität für sich anzuerkennen, glüht da überhaupt noch ein Funke an Phantasie, ohne die ja der Blick für solche Qualität verlorengeht? Oder bestimmt nur noch der Zweck seine Entscheidungen.

Diese Schnalstal-Ausstellung zeigt deutlich, wie gewachsene Architektur und nur-zweckgebundenes Bauen auch im Schnalstal einander konkurrieren. Bei der gewachsenen bäuerlichen Architektur fällt eine „instinkthafte Anpassung“ der Gebäudeformen an das landschaftlich vorgegebene auf. Offenbar haben die Bauern – neben ihren praktischen Zielen und ohne sich dessen bewußt zu sein – auf irgendeine Art beim Bauen „gedichtet“, ihre Verbundenheit mit dem „Grund der Form“ automatisch ausgespielt. Ich möchte auch auf die Konstruktionszeichnungen von Herrn Dr. Michael Meuer in dieser Ausstellung hinweisen, die die Details an Konstruktion und Material aus der bäuerlichen Architektur hervorheben, wohl mit dem Ziel zu ergründen, ob sich daraus neue Prinzipien fürs Bauen im ländlichen Raum ableiten lassen. Es wäre schön, wenn man dadurch – durchs Oberflächendetail – wirklich zum Grund der Form gelänge.

Wir befinden uns hier mitten im Bereich des Sichtbaren. Wie wird es sich in einem solchen Tale künftig gestalten? Die Maler sehen sich vor allem berufen, sich vor der Landschaft auf den „Grund der Form“ zu konzentrieren. Dies möchte ich an einigen Beispielen von E. Lechleitner erläutern. Vom französischen Kunstschriftsteller Jean Bazaine gibt es die Feststellung, daß eine „große Geometrie“ in unserem Innern uns mit der umgebenden Natur verbinde. Dem haben immer wieder Maler – zum Beispiel *Erich Lechleitner* – gerecht zu werden versucht.







Die Beispiele zeigen, daß in der Komposition der Grund der Form einer Landschaft angenähert ist. Nun machen das die Maler ohne irgendeine Absicht, nur um der Sache selbst willen. Aber ihre Tätigkeit zeigt doch, welche Art von Begegnung und welche Verfeinerung der Anschauung es braucht, um die vorgegebenen Formen der Landschaft und die Formen aus Menschenhand miteinander in Verbindung zu bringen. Die Frage ist, ob im Bereich des „praktischen“ Lebens für die Entfaltung der menschlichen Anschauungsfähigkeiten überhaupt noch eine Atmosphäre vorhanden ist.

Anschrift des Verfassers:
Univ.-Dozent Dr. Walter Methlagl
Direktor der Forschungsstelle „Brennerarchiv“
Universität Innsbruck, Innrain 52

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1980

Band/Volume: [1980_6](#)

Autor(en)/Author(s): Methlagl Walter

Artikel/Article: [Kulturelle Atmosphäre im Naturraum; Ausführungen, Beispiele und Gedanken anlässlich des Schnalstal-Seminars 203-211](#)